

Gemeinsam statt einsam – Wohnen im Alter

10
Titelthema

JE ÄLTER WIR WERDEN, desto kleiner wird das soziale Netz. Partner sterben, gesundheitliche Probleme nehmen zu, die Mobilität nimmt ab. Vom Alleinsein zum Sich-einsam-fühlen ist es oft nicht weit – altersgerechte Wohnformen suchen nach Lösungen. ► Laut Statistischem Bundesamt leben 5,9 Millionen Menschen ab 65 Jahren allein – das ist jede dritte Person in dieser Altersgruppe. Während von den über 65-Jährigen fast zwei Drittel eine Partnerin oder einen Partner haben, ist es bei den über 85-Jährigen nur noch gut ein Drittel – mehr als die Hälfte der über 85-Jährigen lebt allein.

Die Lebens- und Wohnsituation älterer Menschen hat sich in den vergangenen Jahrzehnten stark verändert. Heute werden die Menschen in unserer Gesellschaft immer älter, Scheidungen und Kinderlosigkeit nehmen zu, und die Entwicklung geht häufig weg von familiärem Zusammenleben hin zu Singlehaushalten. Die Folge: Immer mehr Menschen leben im Alter alleine.

So wie Maria. Seit dem Tod ihres Mannes vor zehn Jahren bewohnt die 77-Jährige die gemeinsame Wohnung am Stadtrand von Münster ganz allein. Einmal in der Woche schaut eine Nachbarin nach dem Rechten, alle zwei Tage telefoniert sie mit ihrer Tochter, die in München lebt. Bislang hat das Konstrukt gut funktioniert, aber nun lässt Maria nach, wie man so sagt. Sie kann schlechter laufen, ist mehrfach in der Wohnung gestürzt und traut sich kaum noch aus dem Haus. »Aus meiner Wohnung will ich aber nicht weg«, ist Maria überzeugt und damit keineswegs allein.

Zentrum des Lebens

Im Alter hängt die Lebenszufriedenheit stark von der Wohnsituation ab. Die Wohnung ist nicht nur sozialer Rückzugsort, sondern wird für viele ältere Menschen zunehmend zum Zentrum des Lebens, verbringen sie doch oft mehr als 80 % des Tages in den eigenen vier Wänden. »Von daher hat die Wohnung einen immensen Stel-

lenwert, und man verbindet ganz viele Erinnerungen mit ihr«, sagt Ursula Kremer-Preiß, Leiterin des Fachbereichs Wohnen und Quartiersentwicklung im Kuratorium Deutsche Altershilfe (KDA): »Gerade, wenn vieles nicht mehr da ist, wenn Partner oder Freunde sterben, ist die Wohnung noch das Beständige. Deshalb erleben Betroffene den Auszug aus der eigenen Wohnung oft auch so dramatisch.«

Wie Maria möchten die meisten Menschen nicht ins Heim, sondern so lange wie möglich in ihrer vertrauten Umgebung bleiben. Seniorinnen und Senioren verbringen heute immer weniger Zeit im Pflegeheim, die Verweildauer nimmt drastisch ab. »Ein Pflegeheim ist heute für die meisten nur die letzte Option, so dass Pflegeheime immer öfter zu Sterbeheimen werden«, meint Kremer-Preiß.

Ursprünglich seien Pflegeheime gegründet worden, um für Menschen, die zu Hause keine Betreuung haben, eine bedarfsgerechte, sichere und finanzierbare Versorgung zu schaffen. »Diese drei Säulen der Heimversorgung werden immer brüchiger, scheuen doch immer mehr Ältere den Umzug ins Heim und suchen nach Alternativen«, so Kremer-Preiß. Aber die klassische ordnungs- und leistungsrechtliche Trennung von stationärem und ambulatem Sektor hemme die Entwicklung neuer Wohnformen. Umso mehr plädiert das KDA für sektorenübergreifende Wege – dafür, dass jeder, egal in welchem Wohnumfeld eine angemessene gute Versorgung bekommen kann.

Mehr Pflegebedürftige, andere Ansprüche

Schätzungen zufolge wird die Anzahl der Menschen im Rentenalter bis Mitte der 2030er Jahre auf mindestens 20 Millionen steigen. Auch wird es immer mehr Hochaltrige geben. Mit der demografischen Entwicklung werden immer mehr Menschen pflegebedürftig sein, gleichzeitig stehen weniger Pflegekräfte zur Verfügung, und es wird weniger Angehörigenunterstützung geben.

Dorothee Buschhaus ist
Redakteurin der
Gemeinschaft der
Medizinischen Dienste,
d.buschhaus@
md-bund.de



Für die wachsende Anzahl an Betroffenen gibt es deutlich zu wenig altersgerechten Wohnraum. Da die Ausstattung vieler Wohnungen nicht den sich ändernden Bedürfnissen der Älteren entspricht und immer noch viel zu wenige Wohnungen barrierefrei sind, muss der Bestand dringend baulich angepasst werden.

Auch die Ansprüche, die ältere Menschen an Wohnen stellen, ändern sich. Heute sind die »jungen Alten« im Durchschnitt später von Gebrechen, Hilfsbedürftigkeit und Vereinsamung betroffen als frühere Generationen. »Wenn die Babyboomer kommen«, so sagt Ursula Kremer-Preiß, »werden wir mehr Wohnangebote brauchen, die auch bei schwerem Hilfebedarf Individualität und Selbstbestimmung ermöglichen. Schließlich sind sie in den 60er Jahren groß geworden mit einem gesellschaftlichen Leitbild, das eigene Leben individuell und autonom zu gestalten.« Künftige Wohnformen müssen diesen Aspekten sicher noch mehr Rechnung tragen als es bestehende bereits tun.

Zwischen Häuslichkeit und Heim hat sich mittlerweile eine breite alternative Szene entwickelt. Ob Betreutes Wohnen, Quartierskonzepte, Mehrgenerationenwohnen oder Pflege-wGs – »man spricht immer noch von neuen Wohnformen, obwohl diese gar nicht mehr neu sind«, sagt die Expertin des KDA: »Pflege-wGs und Betreutes Wohnen gibt es im Grunde schon 30 bis 40 Jahre. Neu ist der Versuch, das, was man zu Hause hat, nämlich selbstständig und selbstbestimmt machen zu können, was man möchte, mit dem zu verbinden, was das Pflegeheim bietet, nämlich eine gute Versorgungssicherheit.«

Neue Verantwortungskultur

Angesichts der aktuellen Rahmenbedingungen ist die Umsetzung neuer Wohnformen schwierig und erfordert vor allem eine neue Verantwortungskultur in der Sorgearbeit. »Pflegebedürftigkeit darf nicht als individuelles Schicksal, sondern muss als gesamtgesellschaftliche Aufgabe verstanden werden«, so Kremer-Preiß.

Es bedürfe sogenannter *Sorgender Gemeinschaften*, die sich im Wohnumfeld für Menschen mit Pflege- und Unterstützungsbedarf einsetzen. Ziel ist es, z. B. Nachbarinnen, Nachbarn und Ehrenamtliche stärker zu motivieren, sich einzubringen und niedrigschwellig mitzuhelfen. Kleine Behördengänge, Fahrdienste, Einkaufshilfen, Gartendienste, Reparaturdienste – alles das, was heute noch oft von Angehörigen gemacht wird, werden künftig andere übernehmen müssen. Mit *Sorgenden Gemeinschaften* könne man dem Personalmangel in der Pflege einerseits und der mangelnde Finanzierbarkeit andererseits begegnen. »Momentan erleben wir noch eine eher reiche Rentnergeneration – wenn die Babyboomer älter werden, steigt sicher auch der Anteil der Sozialhilfeempfänger. Dann müssen wir andere Wege finden«, ist sie überzeugt.

Entsprechend werden Wohnformen, die sich darum bemühen, viele Menschen mit ins Boot zu holen und mehr Engagement der Zivilgesellschaft zu erreichen, zukunftsträchtig sein – »anders sind die enormen Pflegeaufgaben der Zukunft durch die demografische Entwicklung kaum zu stemmen – die Betroffenen mit ihren Angehörigen alleine oder der Markt alleine werden es nicht richten können«, sagt Ursula Kremer-Preiß.

Unterschiedliche Modelle

Gemeinschaftliche Wohnformen wie etwa Mehrgenerationen-Wohnprojekte greifen den sorgenden Ansatz auf, hier finden Alt und Jung zusammen und unterstützen sich gegenseitig. In Senioren-Wohngemeinschaften teilen sich ältere Menschen eine Wohnung oder ein Haus mit eigenen Räumen und Gemeinschaftsräumen – ihre Motivation: Sie möchten im Alter nicht allein sein. Oft ziehen sie zusammen, wenn sie noch agil sind. Wird jemand dann pflegebedürftig, kann auch ein ambulanter Pflegedienst unterstützen. Sogenannte Demenz-wGs sollen Menschen mit Demenz ein Leben in familiärer Atmosphäre ermöglichen. Die wG-Mitglieder werden rund um die Uhr versorgt, die Bewohner bleiben aber selbstständige Mieter. Das *Betreute Wohnen* ermöglicht Älteren, in einer eigenen Wohnung zu leben und je nach individuellem Bedarf Betreuungs-, Pflege, und weitere Dienstleistungen zusätzlich hinzu zu »buchen«, eine Betreuungskraft unterstützt sie bei der Organisation der Hilfe. Modelle zum *Betreuten Wohnen* finden immer mehr Zustimmung, weil sie darauf setzen, die Selbstständigkeit der Betroffenen in einem altersgerechten, privaten Umfeld möglichst lange zu erhalten.

Maria zieht bald um in eine kleinere barrierefreie Wohnung in unmittelbarer Nähe zu ihrem jetzigen Zuhause. Dann wird sie im Quartier betreut von einem ambulanten Pflegedienst und mit viel nachbarschaftlicher Unterstützung. Ein Konzept, das die Seniorin überzeugt hat. ◻

